

(Nachdruck verboten.)

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

„Se hat noch en starke Stund' gelebt. Se sagt noch, dat he de Solheid aus Longfahne wär' und dat se sein Frau holen sollten.

„Ich war den Tag irad am Seckenscheren, da kam einer jeraunt. Un ich macht mich auf mit der Lisa, die war damals im sechsten Monat met 'm Jean-Pierre. Aber als mir hinkamen, war et schon zu spät.

„Se hatten ihn liejen, nicht weit vom jroken Kreuz. Se hatten ihn tragen wollen bis Krukhof in en Haus, aber he saot: „Rast mich — hier will ich himmelen!“ *) Un hat in de Sonn' jekudt.

„Gähr, die stand am Himmel so jroß un rot de Tag — so jroß — wie se einst wird stehen am Tage des Gerichts! Gähr, he war janz in Schweiß un Blut — Stunden waren se mit ihm gejagt — aber an der Sonn' hatt' he noch sein Jrend'!

„Gähr, de Kerl, de ihn jeschossen hatt', de war janz drauß, de hielt ihn im Schoß un war am weinen. Gähr, ne, — der Gemeindevorsteher schüttelte sich, und man merkte seiner Gebärde den Abscheu an — „ich möcht' kein Cammis sein!“

Die Stimme des alten Mannes war tiefer und rauher geworden — es war das Zeichen seiner Anteilnahme — nun bekam sie wieder ihren früheren gleichmütigen Klang: „Wenn et Euch paßt, Madame, wollen mir jekt jehen!“

„O das Kind, das arme Kind,“ flüsterte Käte erschüttert. „Glauben Sie denn, daß die Witwe sich von diesem Jüngsten trennen wird?“ fragte Schlieben, von einer plötzlichen Befürchtung erfaßt. Dieses nach dem Tode des Vaters geborene Kind — war es möglich?!

„O —!“ Der Alte wiegte den Kopf und schmunzelte. „Wenn Ihr wat Ordentliches dafür jebt! Sie hat 'er ja noch jenug!“

Jetzt war Nikolaus Kocherath wieder ganz Bauer; das war nicht derselbe Mann mehr, der von der Sonne des Bennis und dem Tode des Solheid gesprochen hatte. Nun galt es, so viel als möglich herauszuschlagen, einen Fremden, der noch dazu ein Städter war, ordentlich übers Ohr zu hauen!

„Hundert Taler wären nich übertrieben jefordert,“ sagte er und blinzelte dabei von der Seite nach dem ernstesten Gesicht des Herrn — mußte der ein Geld haben, der verzog ja nicht eine Miene!

Vom Viehhandel her war der alte Bauer seit Lebzeiten das Feilschen gewöhnt, nun blickte er, von jchener Bewunderung für solch einen Reichtum erfüllt, auf den Fremden. Bereitwillig führte er nach der Hütte der Solheid. —

4.

Die Hütte der Solheid lag, wie alle Häuser des Dorfes, ganz für sich allein hinter einer giebelhohen Hecke. Aber die Hecke, die da schützen sollte gegen die Stürme des Bennis und das wilde Schneetreiben, war nicht mehr dicht; man sah's, hier fehlte die sorgende Männerhand. Die Hainbuchen waren regellos in die Höhe geschossen; abgestorbene Zweige, die der Westwind peitschte, reckten sich wie klagende Finger in die Luft.

Su, hier mußte es eifig kalt sein im Winter! Unwillkürlich zog Käte den weichen, seidengefütterten Tuchmantel fester um sich. Und doppelt dunkel mußte es hier sein an dunklen Tagen! Die winzigen Fensterchen waren durch die Schutzhecke lichtlos gemacht, und tief hing das Dach über den Eingang. Ohne Stufen, gleich von der ebenen Erde ging's hinein.

Der Gemeindevorsteher rappelte am „Zadder“, der einstmals grün gestrichenen, jetzt farblos gewordenen Haustür mit dem eisernen Klopfer. Der Klopfer dröhnte durchs Haus,

*) sterben.

aber die Tür gab dem Druck nicht nach. Ei, die Solheid war wohl in den Beeren und die Kinder mit ihr! Man hörte drinnen im verschlossenen Güttenraum nur das hungerige Schreien des Jüngsten.

Das arme Kind — o, sie hatte es wieder allein gelassen! Käte zitterte vor Erregung, wie Hülferuf erklang ihr das Geschrei.

Gelassen setzte sich der Gemeindevorsteher auf den Hautkloß vor der Tür und zog seine Pfeife aus der Tasche des falligen blauen Reinenmittels, den er, der Herrschaft zu Ehren, rasch über das Arbeitswams gezogen hatte. Jetzt hieß es warten.

Enttäuscht sah sich das Ehepaar an — warten?! Käte hatte den Sitz ausgeschlagen, den ihr der Alte mit einer gewissen Galanterie auf dem Hautkloß angeboten; sie hatte keine Ruhe, rastlos schritt sie vor dem Fensterchen auf und ab und mühte sich vergebens, durch die blinde Scheibe hineinzuspähen.

Immer ungebärdiger schrie drinnen das Kind. Der alte Kocherath lachte: das war mal ein Brüllen, der Jean-Pierre hatte 'n kräftige Lung'!

Käte konnte das Schreien nicht mehr mit anhören, es machte ihr körperliche und seelische Qual. Ach, wie es ihr in den Ohren gelte! Sie preßte die Hände dagegen. Und ihr Herz zitterte vor Mitleid und Empörung: wie konnte die Mutter so lange ausbleiben?!

Der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn; mit brennenden, ungeduldrigen Augen starrte sie hinaus aufs Benn, auf den nackten, baumlosen, sich endlos hinschlängelnden Pfad. Da sah sie endlich Gestalten — endlich! — und doch blieb ihr auf einmal der Atem stehen, ihr Herz setzte den Schlag aus, um dann plötzlich, wie toll, ungestüm drauf los zu hämmern: da kam die Mutter!

Lisa Solheid trug eine Reißigwelle auf dem Rücken, um die Schultern mit einem Strick festgeschnürt. Die Last war so schwer, daß sie das Weib ganz vornüber drückte und ihm den Kopf tief duckte. Drei Kinder — die kleinen Füße in plumpen Nagelschuhen — trappten vor der Mutter her, während ein viertes an ihrem Rock hing. Das hatte auch schon Preiselbeeren gesucht, seine Händchen waren rot gefärbt wie die Hände der größeren Geschwister, die Eimer, Maß und Stamm schleppten.

Süßche Kinder, alle vier! Sie hatten dieselben dunklen Augen wie der kleine Jean-Pierre, mit denen starrten sie halb dreist, halb scheu die fremde Dame an, die ihnen zulächelte.

Die Solheid erkannte die Herrschaften nicht, die ihr gestern auf dem Benn eine Gabe gereicht hatten — oder tat sie nur so?

Der Strick, der die Welle zusammenhielt, hatte ihr tief in Schultern und Brust eingeschnitten, jetzt löste sie ihn und schleuderte mit kraftvollem Rud die Bürde ab; und jetzt griff sie nach der Art, die neben dem Hautkloß lag, und begann, als sei niemand zugegen, mit mächtigen Sieben ein paar starke Nester zu zerkleinern.

„Heela, Lisa,“ sagte der Gemeindevorsteher, „wenn Du jenug Holz jehauen hast, für die Trumbieren zu kochen, paß ens op!“

Sie sah flüchtig von ihrer Arbeit zu ihm auf. Die Fremden waren beide — ohne Verabredung — ein wenig auf die Seite gegangen: mochte es der Gemeindevorsteher ihr erst einmal sagen! Es war doch nicht so einfach, wie sie sich's gedacht hatten. Die war nicht leicht zugänglich!

Der Solheid verschlossenes Gesicht veränderte keinen Zug; stumm, mit zusammengepreßten Lippen verrichtete sie ihre Arbeit weiter. Das Holz barst unter ihren kraftvollen Sieben, die Stücke flogen um sie herum. Ob sie überhaupt auf das hörte, was der Mann zu ihr sprach?!

Ja — die Beobachtenden wechselten einen raschen Blick — und jetzt antwortete sie auch! Lebhafter, als man es bei ihrer verdrossenen Art vermutet hätte.

Lisa Solheid hob den Arm und wies nach ihrer Hütte, darinnen der Kleine noch immer unerhört schrie. Rauf klang ihre Rede, in einem schier barbarischen Dialekt, man verstand

nichts davon, nur ab und zu ein französisches Wort. Auch der Gemeindevorsteher sprach wallonisch. Sie wurden beide lebhaft, erhoben ihre Stimmen und redeten laut gegeneinander an; fast Klang es wie Zank.

Sie schienen nicht einig zu werden! Käte lauschte in verhaltener Angst. Würde sie es geben? Würde er's von ihr losbekommen?!

Seinlich zupfte sie ihren Mann. „Biete mehr, gib ihr doch mehr, hundert Taler sind viel zu wenig!“ Und dem Bauer da mußte er auch etwas versprechen für seine Bemühung. Hundert, zweihundert, dreihundert, hundert mal hundert waren nicht zu viel! Ach, wie das arme Kindchen schrie! Es litt sie fast nicht mehr so tatenlos vor der Schwelle.

Die Geschwister des kleinen Jean-Pierre — ein schönes Mädchen mit wirren Haaren und drei jüngere Knaben — standen, den Finger im Mund, die schmutzigen Näschchen ungewischt, und rührten sich nicht vom Fleck.

Da fuhr die Mutter sie an: „Heela,“ und sie stoben davon, eines fast über das andere purzelnd. Aus der kleinen Höhlung unter der Schwelle scharrten sie den Schlüssel vor, und die Größte stieß ihn ins rostige Schloß und drehte ihn, auf den Behen stehend, mit aller Kraft ihrer beiden Händchen um.

Die Solheid wandte sich nun gegen die Fremden; ihre hagere braune Rechte machte eine einladende Bewegung: „Entrez!“

Sie traten ein. Innen war's so niedrig, daß Schlieben den Kopf bücken mußte, um ihn nicht wider die Balkendecke zu stoßen, und so dunkel, daß sie geraume Zeit brauchten, bis sie nur irgend etwas unterscheiden konnten. Aermlicher konnte es nirgendwo sein — alles in allem ein einziger Raum. Der Herd war von rauhen Steinen kunstlos gemauert, darüber hin vom geschwärtzten Balken an eiserner Kette der Kessel herab; offen stieg der Qualm der langsam schwelenden Torfglut hinauf in den ruhigen Rauchfang. Ein paar irdene Teller im Schüsselbrett — buntblumig aber rissig — ein paar verbeulte Zinngefäße, ein Melkeimer, ein hölzerner Bottich, eine lange Bank hinterm Tisch, auf dem Tisch ein halber Laib Brot und ein Messer, wenige Kleider an Nägeln, in die Wand halb hineingebaut das Ehebett, darin jetzt wohl die Witwe mit den Kindern schlief, und davor die plumpe Holzwiege des kleinen Jean-Pierre — das war alles.

Wirklich alles?! Von einem Frösteln im dämmerfalten, Kellerdumpfen Raum geschüttelt, sah sich Käte um. O wie trostlos arm! Da war kein Schmuck, keine Zier! Doch, dort ein schreiend buntes Marienbildchen — ein roher Farbendruck auf dünnem Papier — ein Weihwasserfesseln aus weißem Porzellan darunter — und dort, auf der anderen Seite der Wand, dicht beim Fenster, so daß das wenige Licht darauf fiel, ein Soldatenbild. Unter Glas und Rahmen, in drei Abteilungen, dreimal derselbe Infanterist. Links: das Gewehr geschultert, auf Posten vorn schwarzweißen Schilderhaus — rechts: marschbereit, Tornister und Kochgeschirr aufgeschmalzt, Brotbeutel und Feldflasche an der Seite, Gewehr bei Fuß — in der Mitte: in Parademontur als Gefreiter, die Hand grüßend an den Helm gelegt.

Ah, das sollte wohl der Mann sein, Michel Solheid als Soldat?! Einen scheuen Blick warf Käte auf das Bild — der da, der war ja erschossen worden beim Schmutzeln auf dem Bann! Wie schrecklich! Sie hörte wieder den Alten erzählen, sah den blutenden Mann im Heidekraut liegen, und das Grausen des Abenteuerlichen rüttelte sie. Ihr Blick glitt wieder und wieder hin zu dem Bilde, dem üblichen Soldatenbild, das in seiner stereotypen Nichtigkeit so gar nichts sagte, und von da zu der Wiege des kleinen Jean-Pierre: ob der viel vom Vater hatte?!

Schlieben hatte erwartet, daß seine Frau das Wort nehmen sollte — sie würde ja am besten wissen, wie mit der anderen zu reden sei — aber sie schwieg. Und der Gemeindevorsteher sagte auch nichts; nun er die Verhandlung eingeleitet hatte, hielt er es für höflich, dem Herrn das Wort zu lassen. Und die Solheid sprach auch nicht. Sie scheuchte nur mit einer stummen Gebärde die Kinder, die sich mit Gier über das harte Brot auf dem Tisch hermachen wollten. Dann stand sie still bei der Wiege; ihre Rechte, die noch das Beil vom Holzspalten hielt, hing schlaff herunter am armseligen Rod. Finster war ihr Gesicht, unnahbar, und doch spiegelte sich ein Kampf darin.

(Fortsetzung folgt.)

Anfer Brasilianer.

Von Ilse Frapan-Munian.

Hilarion Amazonowitsch Amerikanski ist eine der interessantesten Bekanntschaften, die ich in meinem Leben gemacht habe. Originalität, Heiterkeit, Geselligkeit und eine fast unversiegbare kindliche Zutraulichkeit im Verkehr zeichnen ihn vor vielen Menschen aus, und oft und gern gedanke ich des guten Augenblicks, der diese so angenehme hervorragende Persönlichkeit zuerst in unseren Kreis einführt. Die Originalität beginnt schon in der Kleidung; selbst in größerer Gesellschaft fällt sein grüner, tadellos sitzender Anzug unbedingt auf. Wenn ich sage, daß er sich stets grün kleidet, so meine ich damit nicht, daß er in eine jener zweifelhaften Nuancen gekleidet ist, die die Schnittwarenhändler für Herrenstoffe als grün bezeichnen. Nein, sein Kostüm ist freudig salatgrün mit breitem hellgelbem Schalfragen, wozu noch kleine rote scherzhafte Achsellappen kommen, die das Flette und Frische seiner Erscheinung erhöhen. Eine flache vergilbteinnichtblaue Mütze ist drat über die Augen goldbraunen Augen gezogen; und das Merkwürdigste ist, daß diese phantastische Farbzusammenstellung sehr gut „zusammen geht“ und sowohl dem Schneider wie dem Träger des Anzuges Ehre macht.

Besonders an melancholischen Herbst- und Nebeltagen, wo die gesamte Menschheit, oder doch deren männliche Hälfte sich in breiten schwarzen und trübfarbigen Massen durch die Straßen der großen Städte tastet, ist es eine wahre Erfrischung, den immer grünen Hilarion Amazonowitsch anzusehen, und alte Träume von einer Farbenreform der männlichen Kleidung tauchen bei seinem Anblick auf.

Seit Jahren trug ich mich mit einem flehenden Ausruf z. B. an die Hamburger. „Hamburger, kleidet Euch rot!“ sollte mein Ruf erklingen, „die Rebellperspektiven Eurer Straßen, die Rauch- und Dampfintergründe Eurer Hafenslandschaften schreien nach farbigen Kleidern! Rot solltet Ihr tragen in allen Schattierungen, vom zartesten Lachs bis zum feurigsten Purpur, nur nicht schmutzgrau und braunschwarz unter dem grauen Regenhimmel!“ Und ich träumte von einem riesengroßen Plakat mit scharlachroten Bürgerchaftsmitgliedern, die prachtvoll und imposant zwischen türkisroten Bärenbesuchern hindurch zur Sitzung gehen, und ich träumte von der Wärme und Heiterkeit, die dann von außen nach innen durch die erfreuten Augen in die kühlen Herzen einströmen würde. . . . Aber seit ich Hilarion kenne, denke ich mir oft die Hamburger grün. Und alle tragen sie breite Schalfragen und scherzhafte rote Achsellappen und vergilbteinnichtblaue Mützen und sind fröhlich, übermütig wie er! Was man nicht alles träumt!

Aber Hilarion ist schuld. Er deutet so durchaus in die Zukunft. Keinen Alkohol, keinen Tabak rührt er an, nicht einmal Fleisch. Wie alle Nichtraucher liebt er die Süßigkeiten, zu denen der kleine Schächer in erster Linie — Küsse rechnet! Immerhin sind sie billig und beinahe überall zu haben. Kaffee und Tee sind seine Lieblingsgetränke, sie erhalten, wie er behauptet, den Kopf klar und die Laune gehoben. Er lebt äußerst genügsam; sein jährliches Budget ist lächerlich klein. Wie bewundern ihn oft und beklagen es schmerzlich, daß wir ihm aus verschiedenen nicht nachleben können. Aber schon seine Ahnen befiessen sich dieser edlen Einfachheit und blutlosen Kost, als die unsrigen noch grauenhafte Menschenopfer darbrachten — es ist eine Sache der Vererbung.

Modern ist auch Hilarions Neigung und entschiedene Begabung für alle Arten von Sport. Er trainiert fortwährend, daher seine Unermüdblichkeit, seine stählernen, leicht federnden Muskeln, die Zweckmäßigkeit und Eleganz seiner Bewegungen. Er besitzt einen eigenen Flugapparat mit automatischer Steuerung. Aber die Sache ist sein Geheimnis; obgleich er ganz offen darüber spricht, scheint Nachahmung so gut wie ausgeschlossen, es sei denn, daß ein Japaner seine Bekanntschaft machte.

Hilarion ist ein Freund der Musik. Sie steigert seinen natürlichen Frohsinn und bringt seine schöne Gabe für geselligen Humor zur vollen Entfaltung. Es ist ein Genuß, ihn dabei anzusehen. Das kluge Auge blinzelt bald feurig, bald feucht und weich; unwillkürlich streckt er bei den schönsten Stellen die Hand aus, um sie jemandem zu reichen, begeistertste Ausrufe werden laut. Und schweigt die Musik, dann summt er wohl in sich versunken ein Motiv leise nach, das ihm besonders die Seele bewegt hat. . . .

Groß ist auch seine Vorliebe für Bücher; er beschäftigt sich mit ihnen gern und intensiv, und ist beständig auf der Suche nach jemand, der ihm seine Bibliothek zur Verfügung stellt, da er die Absicht hat, die Klassiker aller Völker einmal gründlich zu bearbeiten. Vielleicht ist er sich nicht bewusst, was für eine Riesenaufgabe er sich damit gestellt hat, denn offen gesagt — er ist nicht Pedant genug, um sie durchzuführen. Zu leicht wechselt er den Gegenstand seines Interesses. Voll Phantasie und Laune liebt er das Freie um des Freien willen, entzückt sich an Bäumen und Himmelsblau, schaut aber kindlich bang empor zur dunklen Gewitterwolke und duckt sich naiv vor dem niederprasselnden Regen. Er duldet einem einfachen innigen Naturkultus, berührt jedoch niemals religiöse Fragen, offenbar aus Zartgefühl.

Entzückend ist er als Wanderer. Alle Stürmen entronnen sich, alle Mundwinkel ziehen sich klug zurück, wenn er seine schelmischen Solovorträge beginnt. Und was noch die Wirkung erhöht — er spricht allen verständlich. Es ist eine Mischung von Solapül und Esperanto, worin er sich meistens ausdrückt. Sein Lachen könnte einen

holländischen Kaffelofen in Mitschwingung versetzen, so anstehend klingt es. Das Lachen eines gewöhnlichen Grammophons ist matt dagegen. Wenn er um einen Kuß bittet — so wird die strengste Tugendwächterin zur nachsichtigen Mutter zahlreicher Töchter und errödet sanft und gewährend. Am liebenswürdigsten aber verklärt sich sein ausdrucksvolles Antlitz, wenn eine liebende Seele nahe an ihn herantritt und zart die rein brasilianischen Worte flüstert:
 „Oh, Du mir lüttje sote gröne Wackerora!“ —

Kleines feuilleton.

a. Mittelalterliche Wirtshausverbote. Das trinkfeste Mittelalter, in dem so ungeheure Quanten Wein und Bier hinter die Binde gegossen wurden, war doch keineswegs nachsichtig und geduldig gegen zufälliges oder gewohnheitsmäßiges Volltrinken der Bürgerkreise. Im Gegenteil, man ging oft recht scharf gegen derartige Uebeltäter vor. Zumal in der Schweiz, wo es doch in puncto Trinkens auch nicht zimperlich zuringt; wurde doch der Verbrauch an Wein pro Kopf beim Züricher Sechseläuten auf nicht weniger als 16 Maß gerechnet. So hieß es über das Volltrinken in der Stadtordnung von Zug 1566: „Thrunk auch einer, das er überläßt, der sol auch ein Tag und Nacht in Thurn gelegt und 5 Pfund piemige zu Nuß geben, wie dann das vor allen Gemeinden ist abgeredet und beschloffen worden, und sol ein Jeder, der söltichs (Volltrinken) sieht, hört oder weißt, den anderen darumb leiden (anzeigen) einem Anmann oder sñnem Statthalter by ihnen geschworenen Eid, und welcher nit leiden und das kundlich wurd, soll mit glycher Straff gestrafft werden als der Thäter selbst.“ Im Anschluß erfolgte dann in solchen Fällen ein zeitweiliges Wirtshausverbot, „er sol auch ein halb Jar ußerhalb sñnem Hus kein Wein trinken, doch darin bescheidenlich zu trinken ist im nachgelassen.“ Die Motivierung eines solchen Wirtshausverbots ist oft recht drastisch, so wurde einem Bürger von Aarau 1608 „von sñnes liederlichen und arbeitsfälligen verrossenen Lebens abermalen alle Gesellschaften, als minner Herren Rathhus, Schützenhus, Wyn- und Wirtshäuser“ verboten. Auch bei sonstiger grober Pflichtverletzung kommen Wirtshausverbote vor. 1521 wurde in Zug Conrad Strübly aus Hundwil wegen Mißhandlung von Frau und Kind auf drei Jahre aller seinen Ehren entsezt, durfte kein Zeugnis ablegen, keine Gesellschaft außer der Kirche besuchen, seine Wohnung nur zur Versorgung notwendiger Wege verlassen und drei Jahre lang keinen Wein trinken. Ein solches Wirtshausverbot zu mißachten, war eine böse Sache. 1618 wurde in Aarau der Metzger Gabriel Yberg verurteilt, weil er gegen das Verbot Wirtshäuser besucht, und einem Müller Böses gewünscht hatte, im Hirschengraben vom St. Lorenztor an bis zum Stadtbach beim oberen Tor alle Kesseln auszurenten und in den Sumpf zu tragen, wenn er dies nicht tue, sollte ihm der eiserne Gansstragen angeschmiebet werden.

Das Wirtshausverbot erscheint im Mittelalter aber nicht nur bei Trunksucht und Niederlichkeit, sondern in Verbindung mit Ehrverlust ganz allgemein als Ehrenstrafe, z. B. bei Armut und Schulden. Diese barbarische Anschauung, die den Armen zum Ehlofen stempelt, hat ja noch in der Gegenwart Geltung, wo sie manchen armen Teufel um seine politischen Rechte bringt. Noch schlimmer war es damit in der Vergangenheit bestellt. Schuldner gegenüber war das Mittelalter ganz außerordentlich brutal. Einen solchen stieß man ohne weiteres aus der damaligen Gesellschaft mit Schimpf und Schande aus. Bestimmte doch schon das Bamberger Stadtrecht im 13. Jahrhundert: „der zahlungsunfähige Schuldner soll, nachdem er eidlich gelobt, daß er alles, was er fürbaß erürige über seine Nahrung und über einen schilling Pfennige, dem Gläubiger bis zur gänzlichen Tilgung der Schuld reichen wolle, fortan, antweil er dem Mäger nicht vergolten hat, an dem rechten Bein und Fuß barshenlich und barfuß gehen“. Daß Schuldner auch äußerlich durch besondere Kleidungsstücke als solche kenntlich gemacht wurden, kommt in den alten Land- und Stadtrechten übrigens recht häufig vor. Ausführlich spricht darüber das Landrecht von Obwalden: „Wer der wäre, der mehreres verthäte und sich höher beschuldigte, er sol zu bezahlen hätte, und daß gefehrlich und liederlicherweis durch unghanslichkeit, Ehrillen (Prozessieren) und Märdten und nit elwan auf zugefallenem Nugläd bescheiden, hinfüran zu keinen oberseitlichen Ehren und Kentern, auch in Gericht noch Rath zu keiner Kundschaft soll kommen mögen, verbleiben noch gebraucht werden, bis und so lang ein solcher seine Schulden zu Begnügen bezahlt haben wird, und an keine kirchen noch Landgemeinde gehen und Ehr- und gewehrlos sein, auch einen grünen Hut tragen soll, solange die schulden nicht bezahlt.“

Da nach mittelalterlicher Auffassung das Wirtshaus durchaus ein öffentlicher Ort war, zu dem Zutritt nur solchen Personen gestattet war, die im Vollbesitze ihrer bürgerlichen Ehren waren, verstand es sich von selbst, daß mit der Ehrloserklärung eines Schuldners das Wirtshausverbot verbunden war. Daher kam es auch, daß das Wirtshausverbot bei rein politischen oder sonst strafrechtlichen Vergehen, die damals mit dem Mafel der Ehrlosigkeit behaftet waren, so oft ausgesprochen wurde. Besonders zahlreich sind die Fälle, wo es in Verbindung mit dem Friedbruch erscheint. Bei der Leichtigkeit, mit der im Mittelalter die Hand den Degen oder das Messer

zückte, stand auf alle derartige Fälle neben sonstiger Strafe auch der Verlust der Ehre. In den Schwyzer Friedbriefen von 1424 heißt es: „wer gegen einen fräventlich wirft, stoßt, schlägt oder schüßt“, der soll von allen Ehren gestochen sein und sein Landrecht verlieren. 1535 wurden zu Aarau drei Bürger wegen Friedbruches „bellich umb ir Leib, Leben und Gut“ wegen bluttrums schlagen zum Tode mit dem Schwerte verurteilt. Auf allgemeine Fürbitte von Alt und Jung wurden sie dann jeder zu 50 Pfd. Nuße und daß sie „ihrer waffen in der Stadt müßigen und zu keinem schlaftrund gehen sollten“, begnadigt. Die 50 Pfd. Nuße wurden später auf 20 Pfd. ermäßigt, das Meiden des Schlaftrundes aber blieb bestehen bis auf scheinbare Besserung.

Im Jahre 1542 ergrimmte der Rat von Zürich über das übermäßige und erlaubnislose Reiselaufen seiner Bürger. Er rühte daher den Ausreißern mit folgendem strengen Erlasse auf den Leib: „Welcher zum drittenmale hinweg lufft, dem sol sin haab und quat genommen, und wo er beträtten werden mag, sñher in den Wellenberg (Gefängnis) gefuert und er zuo keinen ernen, weder zuo gericht, recht, kundschaft (Zeugnis) zezagen, noch leynkerley andren erlichen sachen noch hendlen gedrucht, sñnder aller eeren entsezt und für ein lichten, verzelten, mehnehen, eerlosen man (desse Zunge und red niemant nühtig nützen noch schaden mag) erkent, geachtet und gehalten werden. Duz in lechner zunst, gesellschaft, irten (Wirtshaus) gemeinde, noch einiger anderen erlichen versammlung (one allein zur kirchen) geduldet noch gelitten werden.“ —

st. Der Ursprung des Dollarzeichens S. — Die beiden Sonnenwenden (die Sommer- und Wintersonnenwende im Juni und Dezember und die entsprechenden Sternbilder des Tierkreises) wurden von den Alten als zwei Säulen dargestellt, zwischen denen der Sonnengott hin und her wandert. Der Patron der Wanderer und Schiffer war daher Herkules, ein alter Sonnengott, dessen berühmte zwölf Arbeiten die zwölf Sternbilder des Tierkreises bedeuten. In Syrien, auf Malta, auch in Gades (heut Cadix) an der Pforte des Mittelmeers war sein Säulenpaar in den ihm von den Phöniziern geweihten Tempeln errichtet. Die Säulen in Gades waren die oft genannten „Säulen des Herkules“ (Straße von Gibraltar), bis wohin die älteren Schiffer des Altertums sich wagten. Der vor einigen Jahren verstorbene Berliner Gelehrte Franz Rouleau, der sich darüber in einer Abhandlung über Sinnbilder des näheren verbreitete, bringt damit auch die biblische Simsonfrage in Beziehung. Simson war, wie auch schon andere Forscher erkannt haben, ein semitischer Sonnengott, wie sein Name zeigt (von Schemesch = Sonne). Er verliert seine Kraft durch das Abschneiden seiner Haare, die winterlichen Sonnenstrahlen, und die Säulen, die er als Gefangener der Philister mit einer letzten Kraftanstrengung erfaßt und umreißt, bedeuten eben die Sonnenwendsäulen. Zum Dank für die glückliche Fahrt opfernte die handeltreibenden Seefahrer in Gades von ihren Schätzen. So sammelten sich im Tempel dafelbst auch edle Metalle, und die schlug man zu Münzen. Dieser wurde nun das Herakleszeichen aufgesetzt, die beiden Säulen, verbunden durch eine hängende Kette. Das zog sich bis ins Mittelalter. Man nannte die so gestempelten Münzen Columnaten (wohl torrumpiert statt Columnaten von Columna „Säule“) oder Säulentaler und bildete sie beim Schreiben durch ein Zeichen ab, das sich bald weit verbreitete: Zwei aufrechte Striche mit einem schrägen Zug quer hindurch, das noch heute für den Dollar gebraucht wird. Dasselbe Zeichen soll nach Ernst Krause (Carus Sterne) in dem älteren Zeichen für Pfund Sterling stecken und ebenso in unserem Zeichen für Pfund £ , im Zusammenhang mit dem Wägen der Edelmetalle behufs Bestimmung ihres Münzenwerts. Spanische Silbermünzen tragen noch jetzt das Säulenzeichen, so die Zwei-Pesetas-Stücke, worauf das Staatswappen von zwei Säulen, um die sich ein Band schlängelt, flankiert ist. —

h. Die Wäldungen des Deutschen Reiches. Der deutsche Wald wird vorwiegend, der Zahl der Arten nach, aus sommergrünen Laubbölgern gebildet, und zwar sind es 37 Arten von Laubbäumen, sofern nur die gezählt werden, welche für die Holzucht in Betracht kommen. Die Zahl der in unseren Wäldern heimischen Nadelholzarten beträgt dagegen nur sieben. Diese gehören vorwiegend dem subarktischen Waldgürtel.

Ueber die Bewaldungsverhältnisse im Altertum bestehen mancherlei irrige Anschauungen; so ist es eine zwar weit verbreitete Vorstellung, daß ganz Deutschland früher nur mit Urwald und Sumpf bedekt war, die aber trotz der bei römischen Geschichtsschreibern aufzufindenden „Beweise“ nicht aufrecht erhalten werden kann. Der Professor und Oberforstrat Siefert sieht darin ein, daß sowohl während als auch nach der Eiszeit weite Gebiete mit Tundren, Waldsteppen und Grasland bedekt gewesen sein müssen, anders wäre dem prähistorischen Menschen das Dasein und die Ausübung von Jagd, Viehzucht und einem bescheidenen Getreidebau gar nicht möglich gewesen. Siefert erklärt die den römischen Schriftstellern unterlaufenen Irrtümer durch den gewaltigen Gegensatz des unwüchsigem germanischen Waldes und ihrer heimatischen Landschaft mit dem ewig blauen Himmel, den nackten Felswänden und zerstörten Holzungen.

Um ein richtiges Bild über die ältesten Zustände unseres Waldes zu erhalten, müssen die Forschungen aus den Gebieten der Pflanzengeographie, Paläontologie, Altertumskunde und Sprache

wissenschaft herangezogen werden. Und auf Grund solcher Forschungen erklärt Siefert, daß unsere derzeitigen Waldbäume nach dem Zurückweichen der letzten Vergleicherungen der Eiszeit von Ost und West und aus den nicht vergletscherten Teilen Mittel- und Süddeutschlands, wohin sie durch die Verschlechterung des Klimas zurückgedrängt waren, mit dessen Erwärmung in langen Zeiträumen die ihnen entrisenen Gebiete wieder zurückeroberten; dabei nahmen manche von ihnen ehemals ein weit größeres Verbreitungsgebiet ein als heute, obschon die klimatischen Verhältnisse, dieser Hauptfaktor der Pflanzenverbreitung, seit der Bronzezeit eine Aenderung nicht erfahren haben. Weiden, Aspen, Birken, Föhren und Erlen waren bei ihrer Anspruchslosigkeit an den Boden, ihrer Unempfindlichkeit gegen Kälte und Kraft ihrer häufigen Fruchtbarkeit und der leichten Beweglichkeit ihrer mit vorzüglichen Flugapparaten ausgerüsteten Samen die ersten Ansiedler, gerade so wie heute, wo sie nach Jahrtausenden auf Moorböden, Schutthalde die erste Pionierarbeit besorgen. Mit dem fortgeschrittenen Feuchter- und Wärmerwerden des Klimas und der Vorbereitung des Bodens durch eine Pflanzendecke folgen allmählich begehrlichere Holzarten, wie Eichen und Buchen, Fichte und Tanne, und als deren weitere Begleiter Eschen, Ahorne, Ulmen, Linden, Hainbuchen und andere, zu denen im Laufe der Zeit sich nur wenige Arten, wie einige Pappeln, Rußbäume und Edelkastanien aus der wärmeren gemäßigten Zone, hinzugesellen. Unansehbare Zeugen für diese Mannigfaltigkeit der Holzarten sind die Moorfunde und Pfahlbauten. Durch Rückschlüsse aus dem biologischen Verhalten unserer Waldbäume sind wir zu der Annahme berechtigt, daß in dieser vorhistorischen Zeit der gemischte Wald in unserem Gebiete die Regel bildete. Die dauernde Vorherrschaft einer oder nur weniger Baumarten auf weiten Gebieten ist so lange ausgeschlossen, als der Mensch nicht in den Daseinskampf eingreift.

Man hat versucht, durch Heranziehung der Limesforschungen, archäologische Ausgrabungen, die Durchsichtung jüngerer Ablagerungen nach den verschiedenen Holzarten, sprachgeschichtliche und historisch-topographische Studien die Verbreitung der Holzgewächse zur Römerzeit und im frühen Mittelalter festzustellen. Auf Grund dieser freilich noch lückenhaften Forschungen darf als feststehend angenommen werden, daß im Mittelalter der deutsche Wald, wenn auch nicht überwiegend, doch mehr Laubholz trug als heute, und daß manche Laubholzbaumarten und auch die Eibe in Gebieten vertreten waren, wo sie heute fehlen. Bis zum 7. Jahrhundert trat die Verschiebung zwischen Wald- und Kulturboden nicht erheblich hervor. In den Jahren 1100 bis 1300 traten aber ganz gewaltige Aenderungen ein, indem nicht nur die Vernichtungskraft des Volkes zu einer Zurückdrängung des Waldes Anlaß gab, sondern auch geistliche und weltliche Gewalten schritten behufs Erhöhung ihrer Einnahmen zu ausgedehnten Rodungen und Besiedelungen. Dieser Vernichtungskrieg blieb auch nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung der Holzarten und äußert sich vornehmlich darin, daß ein erheblicher Wechsel, allerdings ein unbeabsichtigter, in der Zusammensetzung des Waldes eintrat.

Der heutige deutsche Wald zeigt ein Gepräge größter Einförmigkeit nach Altersabstufung und Zusammensetzung. Die Mannigfaltigkeit der Holzartenmischungen, die urwüchsige, verschiedenelebrige Bestandesverfassung ist auf weiten Gebieten durch reine, gleichaltrige Bestandesformen abgelöst, weniger bevorzugte Holzarten treten in den Vordergrund, die von Natur schwächeren Holzgewächse verdrängend. Von der gesamten Waldfläche Deutschlands sind nur noch 25 Proz. mit Laubholzern und dagegen 67,5 Prozent mit Nadelholz besetzt. Die Fichte namentlich erfreut sich infolge ihrer leichten und einfachen Anzucht, ihrer Wachstumsleistungen sowie ihrer umfangreichen Verwendungsfähigkeit gegenwärtig im forstwirtschaftlichen Betrieb einer außerordentlichen Wertschätzung.

Diese moderne Einseitigkeit in der Waldpflege vergleicht Siefert mit einem Lotteriespiele. Er empfiehlt den Mischwald, nicht nur wegen seiner ästhetischen Vorzüge, sondern auch aus wirtschaftlichen Rücksichten. Er weist darauf hin, daß die Anforderungen an die Walderzeugnisse einem steten Wandel unterworfen sind. Weiter bietet der Mischwald auch den besten Naturschutz gegen die erschreckenden Verheerungen bestimmter Waldschädlinge aus der Insekten- und Pflanzenwelt, und endlich sprechen noch mancherlei andere waldbauliche Bedenken gegen die Bevorzugung nur weniger Holzarten und der Bildung ausgedehnter reiner Bestände.

Dem Nichtforstmann ist der Mischwald stets lieber als der reine Bestand und ihm ist es daher eine erfreuliche Erscheinung, daß die neuere Forstwirtschaft selbst für den Mischwald sich ins Zeug legt.

Das Gift und Gegengift von Pilzen. Der gefährlichste aller Giftpilze, der schon vor hundert Jahren durch einen hervorragenden Pilzforscher mit der Bezeichnung eines „Todesengels“ belegt wurde, ist der Knollenblätterchampignon oder, mit wissenschaftlichem Namen, *Agaricus phalloides*. Seine Ähnlichkeit mit essbaren Formen, sein ausgezeichnetes Geschmacks und seine ganz außerordentliche Giftigkeit bedingen dieses Urteil. Ein Drittel von dem Gut eines kleinen Pilzes dieser Art vermag ein zwölfjähriges Kind zu töten, wie die Erfahrung gelehrt hat. Die Waffen der Medizin gegen solche Vergiftungen sind in schweren Fällen noch recht

unwirksam, daher sind weitere wissenschaftliche Untersuchungen, wie sie jetzt Dr. Ford in dem „Journal für Infektionskrankheiten“ veröffentlicht hat, von großem Wert. Danach gleichen die Pilzgifte den sogenannten echten Toxinen darin, daß ihre Wirkung für den tierischen und menschlichen Körper erst nach einer gewissen Zeit offenbar wird. Ferner verursachen sie Verletzungen, die denen gewisser durch Bakterien anstehender Krankheiten gleichen. Dieser letztere Satz trifft auch darin zu, daß sie in den Tieren besondere Gegengifte oder sogenannte Antitoxine erzeugen, so daß man daran denken dürfte, durch Gewinnung solcher Gegengifte ein Mittel zur Bekämpfung der Pilzvergiftung durch Impfung zu erlangen, wie es bei den ansteckenden Krankheiten durch Serumbehandlung geschieht. Es ist Ford gelungen, solche Impfungen an Tieren versuchsweise erfolgreich durchzuführen, so daß die geimpften zehnmal stärkere Dosen des Pilzgiftes vertrugen, als sonst zu ihrer Tötung genügt hätte. Die Pilzvergiftungen sind immer noch so häufig und so gefährlich — verlaufen doch etwa 2/3 aller Fälle tödlich, — daß die Notwendigkeit für eine Art der Serumbehandlung wohl vorliegt.

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Eibe in der Schweiz. Seit Conwentz 1802 das bevorstehende Aussterben der Eibe in Westpreußen ankündigte, ist auch in anderen Verbreitungsgebieten derselben in Nord- und Mitteldeutschland ein Rückgang dieses wegen seiner schönen Form und des historischen Interesses berüchtigtigswerten Baumes festgestellt worden, so daß wenigstens an der Nordgrenze seiner Verbreitung das Aussterben zu erwarten steht. Um so erfreulicher sind die Mitteilungen B. Voglers (Berichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in St. Gallen, 1903/04), daß die Eibe, *Yve* oder der *Taxus* (*Taxusbaccata* L.) in der Schweiz im allgemeinen und so weit feststellbar, ihr ehemaliges Verbreitungsgebiet noch behauptet, und daß auch ihr Bestand noch keineswegs gefährdet ist; wenn auch viel „Eibholz“ zu den Holzschneidarbeiten der Schweizer gebraucht wird, so genießt der Baum doch allgemein ein verständnisvolles Wohlwollen der Forstleute und Waldbesitzer. In der schweizerischen Ebene ist die Eibe zwar selten, zahlreich aber findet sie sich auf den nach dem schweizerischen Mittellande zugeneigten Abhängen des Jura und der Alpen, und zwar bis in die Höhen hinauf, welche alle bisherigen Angaben weit übertreffen, so z. B. an der Albulaz zu Stuls und Bellaluna bis in Höhe von 1500 Meter, am Schanielenbach im Prättigau und am Säntis bis in Höhe von 1600 Meter und am Weisruß bei Nuppen selbst in 1700 Meter über Meereshöhe. Sie gedeiht noch bei einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 2 Grad Celsius, einem Januarmittel von — 7 bis — 8 Grad Celsius und einem Julimittel von 11 1/2 Grad Celsius. Ganz offensichtlich bevorzugt die Eibe den Kalkboden, an dem in der Schweiz kein Mangel ist, und dieser Umstand sichert hier wohl auch ihren Bestand; denn einerseits zeigt sie aus Anlaß des ihr besonders zusagenden kalkhaltigen Bodens eine reichliche Fruchtbildung, andererseits finden die durch die Vögel weitverstreuten Samen in den vielen Kalkgebieten der Schweiz sehr leicht geeignete und der Pflanze zusagende Orte zum Keimen. — („Prometheus.“)

Humoristisches.

— Verblümt. Fremder (der ein Schloß besichtigt hat, zum Kastellan): „Habe leider augenblicklich kein kleines Geld; übrigens dürfen Sie ja wohl auch gar kein Trinkgeld annehmen?“
Kastellan: „Strengstens unterjagt; . . . ich könnte Ihnen aber wechseln!“

— Weltende. A.: „Überall hebt die Erde! Ich bin überzeugt, wir stehen vor dem Weltuntergange; in wenigen Wochen platzt die ganze Erde auseinander.“

B.: „Ich wette tausend Mark dagegen.“
A.: „Ach, mit Ihnen wette ich nicht; wenn ich diesmal gewinne, brüden Sie sich wieder ums Bezahlen!“

(„Lustige Blätter.“)

Wissen.

— Der Leipziger Lehrerverein errichtet eine Anstalt für experimentelle Pädagogik und Psychologie, in der mit Hilfe von Versuch und Beobachtung Aufgaben der Pädagogik wissenschaftlich einwandfrei gelöst werden sollen. Die Leitung der Anstalt übernimmt Privatdozent Dr. Wroben.

— Eine Deutsche Vrahms-Gesellschaft ist in Berlin begründet worden. Zweck der Gesellschaft ist der Erwerb des Urheberrechts und der Ausführungsrechte an Werken von Johannes Brahms, die Verbreitung dieser Werke und die Pflege des Andenkens an den Tondichter.

— Der Eintrittspreis für die Deutsche Jahrs-hundertausstellung in der Nationalgalerie ist auf 50 Pf. herabgesetzt worden. Diensdag kostet die Karte 2 M.

— Die letzten Arbeiten am Simplon-Tunnel sind soweit vorgeschritten, daß der für die offizielle Eröffnung der neuen Verkehrsstraße in Aussicht genommene Termin, der 1. Juni, mit Sicherheit eingehalten werden kann.